

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 7 (1917)
Heft: 27

Artikel: Regenlandschaft
Autor: Metthey, Maja
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-638469>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Todes sterben soll, so muß es doch erst einmal groß geworden sein, muß seine Wachstumsgrenze erreicht haben. Die Mäuse sind in Deutschland nicht ausgestorben, sondern zuerst einmal der Ur und der Wisent, der Bär und der Wolf, selbst unser stolzer Hirsch wird heute nur noch künstlich erhalten. In der Natur stirbt immer nur das Große. Aber alles Große muß und wird sterben, weil es gehoramt dem unentrinnbaren Wachstumsgezet über das Maß des Möglichen hinauswachsen wird. Das ist der naturwissenschaftlich so leicht verständliche und doch so geheimnisvoll tiefe Sinn der Götterdämmerung. Auch der vergötterte Krieg wird auf der Höhe seiner Macht gestürzt, und ich meine, wer unbefangen den Bildern des heutigen Krieges folgt, sieht bereits viel, das den nahenden Untergang der Kriege kündigt: um die endlosen feldgrauen Fronten weht ein mahrender Schauer nahender Götterdämmerung.

Alles, was an früheren Kriegen schön und auch charakteristisch war, ist verschwunden: das bunte Lagerleben und die bunte Uniform, der sinnlose Uebermut der Soldaten, das prunkvolle Heldentum der tapferen „Rufer im Streit“, die ehemals im ruhmvollen Einzelkampf miteinander stritten, später auf weithin sichtbarem „Schimmel“ reitend sich den Mannen zeigten und endlich auf fernem Hügel stehend sich wenigstens durch ihre Stabstrompeter bemerkbar machten.

Der Feldherr hat das Schlachtfeld verlassen und schließlich auch der Soldat; der eine sitzt in seiner Villa am Telefon und der andere im Schützengraben am Ausguck. — Das Schlachtfeld selbst aber ist leer und öde und nur den Spektakel hört man meilenweit.

Unwillkürlich drängt sich jedem der Gedanke auf, daß überhaupt das Schlachtfeld ein wenig Nebensache geworden ist. Früher suchte man sich den Ort der Schlacht aus (sogen. Positionskrieg); heute legt man sich rund um das Land und buddelt sich ein; wo das ist, ist im Grunde ganz gleich, es muß nur eine schöne, lange und möglichst wenig gebogene Linie sein, und da liegt man — angeblich oft nur wenige Meter voneinander — und führt „Krieg“.

Die wesentliche Arbeit wird ganz anders getan: der rechnet, wieviel Kupfer, Gold oder Eisen da ist, der andere wie das Getreide, Fleisch, Fett usw. „gestreckt“ werden kann, der dritte, wie die Eisenbahnen fahren müssen, der vierte — nach der Karte — wo seine Geschosse einschlagen werden, der fünfte (und das ist der Feldherr) wieviel Truppen er verlangen muß, um auf irgend einem „Raume“ die notwendige „Dichte“ zu haben: Nicht zu wenig, sonst haben die Angriffskolonnen nicht die nötige Tiefe, und es sind nicht genügend Reserven da — und nicht zuviel, sonst entstehen Verpflegungsschwierigkeiten. Und so rechnen viele andere noch vieles weitere. Und wer am besten rechnet, der siegt. Als äußersten Ausdruck dieser Neuorientierung, die sich zuerst in vollendeter Weise in Preußen vollzogen hat, können wir die Tatsache betrachten, daß an Stelle der Persönlichkeit eines einzelnen genialen Feldherrn die unpersönliche Maschinerie des Generalstabes getreten ist.

Ich behaupte nun ganz und gar nicht, daß diese Art des Kriegsführens leichter sei als die alte, im Gegenteil. Ich bin fest überzeugt, daß sie zum mindesten zeitraubender ist. Wenn noch Friedrich II. und Napoleon sich auch im Lagerleben oft genug mit „schönen Dingen“ beschäftigt haben — besonders bei Napoleon ist die Vielseitigkeit auch während der Feldzüge bewundernswert —, so glaube ich gerne, daß Hindenburg nichts anderes tut als Krieg führen. Aber anders ist es geworden — ganz anders. Niemand kann daran zweifeln, daß der alte frische, fröhliche Krieg tot ist und daß etwas Neues an dessen Stelle getreten, etwas, in dem ich bereits die Zeichen nahenden Verfalls sehe, in dem andere aber noch neue Entwicklungsmöglichkeiten sehen können.

Mag sein, daß die anderen recht haben. Denn noch hat der Krieg ja seinen möglichen Höhepunkt nicht erreicht.

Freiligrath hat einmal (als er noch gute Gedichte schrieb) eine wunderbare Vision der letzten Schlacht in Europa gedichtet und da sagt er:

„Zwei Lager heute zerflühten die Welt
und ein Hüben, ein Drüben nur gilt.“

Dieser letzte Wurf in dem alten Spiel ist noch nicht gefallen. Noch gibt es ja Neutrale und vielleicht hat der alte Freiligrath recht, daß erst eine solche Schlacht der gesamten Welt erfolgen muß.

Wenn die Menschheit sich nicht vorher freiwillig auf sich selbst befinnt, so erfolgt diese letzte Schlacht — aber dann ist es definitiv aus. Denn das eine ist sicher: wenn der Krieg erst zu dieser letzten möglichen Größe angewachsen ist, muß er sterben, denn wenn erst die eine Hälfte der Menschheit über die andere gesiegt hat, wer sollte dann noch kämpfen?

Aber so oder so — freiwillig oder gezwungen — der Weg ist vorgezeichnet, auf dem sich die Menschheitsentwicklung vollziehen wird! Das bewirken unsere guten Eisenbahnen und Dampfschiffe, unsere künftigen Flieger und Zerstörer. Denn das eben war das Grausame an der Entwicklung des Menschen: unsere Technik und unser Verstand drängen zu immer neuen, größeren, umfassenderen Gruppierungen, und wir törichte Menschen machen daraus nicht die Quelle immer neuen größeren Segens, sondern nur das Mittel immer neuer größerer Vernichtung.

Aber wie dem auch sei, einmal wird ja der Krieg ausgewachsen sein, und das ist sicher: der letzte Krieg wird auch der größte und schrecklichste sein, wie der letzte Saurier der riesigste unter seinen Verwandten war.

Und weil dem so ist, kann der Wissende bei all diesen Grausamkeiten, die jetzt um uns vorgehen, heiter lächeln. Wenn er auch die Unvernunft dieser Scheußlichkeiten vielleicht stärker empfindet als alle anderen.

Unsere Technik läßt den Krieg ins Riesenhafte wachsen und wird ihn dann erschlagen. In der Natur ist es immer so: „Ajax fällt durch Ajax' Kraft.“ Das ungeheure Tempo unserer technischen Entwicklung gibt uns den Trost, daß diese Götterdämmerung des Krieges bald kommt.“

Regenlandschaft.

Von Maja Matthen, Zürich.

Regenschauer rauschen rastlos
Von den Bäumen und den Dächern
In den Garten sand,

Brallen von den spitzen Steinen
Klatschend ab in gelbe Tümpel,
Und das nasse Land

Füllt sich mit unzähligen solcher
Regelloser Regenteiche
Seine hohle Hand.

Eine bunte Falterleiche,
Deren schwefelfarbne Schwinge
Brach ein nasser Strahl,
Wird in diesen lehmigen Lachen
Ruhlos hin und her getrieben —

Und die fahle Qual
Legt sich mächtig auf die Landschaft
Ueber ein im Kampf ersticktes
Schönheitsideal. —

— Nachdruck aller Beiträge verboten. —